

Schattenzeit 2

(Autorin: Regina)

Die junge Frau stand auf der Brücke und blickte ins Wasser, als sich eine Hand auf die Schulter legte. Sie zuckte zusammen.

"Sie werden doch nicht etwa herunter springen wollen?"

"Bitte?"

Verständnislos sah sie den Mann an, der wie ein Geist aus der Dunkelheit aufgetaucht war.

"Entschuldigen Sie, ich wollte Sie nicht erschrecken. Ist alles in Ordnung?"

"Nichts ist in Ordnung."

Der Mann stellte sich neben sie. Es war kurz nach Mitternacht. Nur das sanfte Plätschern des Flusses war zu hören. Die kahlen schwarzen Bäume waren vom ersten Frost versilbert.

"Kann ich Ihnen helfen?"

Die Frau schüttelte den Kopf.

Er glaubte, ein unterdrücktes Schluchzen zu hören, wagte aber nicht, näher zu kommen. Mit beiden Ellbogen stützte sie sich auf dem Brückengeländer ab und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

"Sie sollten hier nicht stehenbleiben, es ist kalt. Sie werden sich den Tod holen."

"Und wenn schon, dann hätte ich es endlich überstanden!"

Die Stimme klang verzweifelt und trotzig, wie die eines kleinen Mädchens. Sie trug ein Kopftuch, so wie es moslemische Frauen tragen, tief in die Stirn gezogen und bis zu den Schulterblättern herabfallend.

Warum weint sie, dachte der Mann. Vielleicht sollte sie verheiratet werden und liebte den zgedachten Bräutigam nicht. Hatte sie Liebeskummer, war sie betrogen worden? War jemand verstorben? Er wagte nicht, sie zu fragen.

Das Alter konnte er schlecht schätzen. In der Dunkelheit war das Gesicht kaum zu sehen. Ihre Stimme klang jung, doch sie war kein Mädchen, sondern eine erwachsene Frau.

"Gehen Sie, ich werde nicht springen."

Der Mann hatte auf die Uhr geschaut und sie reagierte darauf.

"Nein, nein ich habe Zeit.« ,beruhigte er sie. »Wollen wir nicht irgendwo etwas trinken? Sie zittern ja am ganzen Körper. Kommen Sie!"

Er reichte ihr die Hand.

"Ich heiße Markus Thomsen."

"Elisabeth", sie erwiderte den Händedruck. Eine schmale zartgliedrige Hand lag in der seinen.

"Sie haben eiskalte Hände."

Eine Türkin ist sie nicht, dachte er. Türkinnen heißen Ayshe oder Izla, nicht Elisabeth.

Außerdem sprach sie akzentfreies Deutsch. Er wußte nichts über Mosleminnen, hatte sich dafür auch nie interessiert. Für ihn war eine Frau mit Kopftuch türkischer Herkunft. Bis jetzt.

"Mir ist immer kalt."

"Also, dann kommen Sie, ich weiß ein nettes Lokal, das noch geöffnet ist."

Schweigend gingen sie in Richtung Innenstadt. Zaghafte legte er den Arm um ihre Schulter. Sie ließ es zu.

In dem Lokal waren nur noch wenige Gäste anwesend. Er führte sie zu einem Tisch, der etwas abseits in einer Nische stand.

Ohne den Mantel abzulegen setzte sie sich.

"Was möchten Sie trinken?"

Der Kellner, der beim Eintreten der beiden ein mürrisches ‚Morgen‘ geknurrte hatte, machte keine Anstalten, nach den Wünschen der neuen Gäste zu fragen.

"Bitte bestellen Sie einen Tee."

"Vielleicht mit etwas Rum?" Er grinste.

"Ich trinke keinen Alkohol."

Markus ging zur Bar und gab die Bestellung auf. Als er zurückkam, hatte sie den Mantel abgelegt.

Welch zierliche Person, dachte er. Sie trug eine graue Flanellhose und einen Rollkragenpullover. Das seidene Kopftuch hatte einen silbergrauen Untergrund und schwarze Blumenmotive. Ganz klein wirkte das Gesicht, was die Größe der dunklen Augen noch betonte. Die blasser Haut war ebenmäßig, beinahe durchsichtig.

Verlegen schlug sie den Blick nieder, als er sie so aufmerksam betrachtete.

"Nein!"

Er hatte keine Frage gestellt, was sollte dieses entschiedene Nein?

"Was meinen Sie?"

"Ich bin keine Moslemin. Das haben Sie doch gerade gedacht, nicht wahr?"

"Ich frage mich, warum Sie so verzweifelt sind."

Ihre Hände strichen eine unsichtbare Falte im Tischtuch glatt.

"Ich trage das Kopftuch nicht aus religiösen Gründen." Der Kellner näherte sich mit dem Tablett.

"Tee für die Dame?"

Die Stimme triefte vor Ironie als er das Wort ‚Dame‘ aussprach.

Elisabeth überhörte diesen Unterton. Sie nahm das Teeglas, wärmte die Hände daran und schloß für einen Moment die Augen.

Sie sieht aus wie eine Madonna, dachte Markus. Das Tuch, das wie ein Schleier fiel, die geschlossenen Augen, wie im Gebet vertieft und die Hände, die das Teeglas wie einen Opferkelch hielten, riefen dieses Bild in ihm wach.

"Ich konnte nicht schlafen. Die frische Luft tut mir dann gut."

"Sind Sie krank?"

"Ich habe Krebs."

Markus schwieg betroffen. Was sagt man in einer solchen Situation?

"O Gott, sie muß eine Glatze haben. Sie hat auch keine Augenbrauen. Daß mir das nicht sofort aufgefallen ist," dachte er.

Laut sagte er: "Das tut mir leid."

Mehr brachte er nicht heraus. Er fühlte sich völlig hilflos.

"Die Chemo, wissen Sie. Es ist nicht leicht für eine Frau, wenn sie eine Glatze hat. Ich habe eine Freundin, die Moslemin ist. Sie ist Lehrerin, wie ich. Das Tragen des Kopftuches wurde ihr in der Schule untersagt, sie ist regelrecht angefeindet worden und wird überall diskriminiert. Aber sie steht zu ihrem Glauben und trägt das Tuch. Ich habe sie dafür immer bewundert. Als ich meine Haare verlor und die mitleidigen Blicke der Leute spürte, trug ich zuerst eine Mütze. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dass mir jeder die Krankheit ansehen kann. Deshalb verstecke ich mich unter diesem Kopftuch. Ich kann besser damit umgehen, angefeindet zu werden, als die mitleidigen Blicke der Menschen zu ertragen."

"Ihre Haare werden wieder wachsen."

Sie schüttelte den Kopf und blickte über ihn hinweg ins Leere. In ihren Augen sah er tiefe Verzweiflung.

"Soll ich ihnen meine Geschichte erzählen?"

"Wenn Sie es möchten und es Ihnen nicht zu sehr weh tut."

Sie schwieg einen Moment und sah ihn mit einem langen Blick an.

"Vor einem Jahr fing alles an. Ich bekam eine tolle Stelle angeboten, nachdem ich mein Studium beendet hatte. Alles hätte so schön sein können. Mir fehlte nur noch die Bescheinigung des Gesundheitsamtes, dass ich keine ansteckenden Krankheiten habe. So ein Attest muß jeder, der mit Kindern arbeitet abliefern."

Sie sprach mit leiser Stimme. Man sah ihr an, dass es sie Mühe kostete. Die trockenen Lippen

benetzte sie immer wieder mit der Zunge.

"Möchten Sie vielleicht etwas Wasser trinken?"

"Ja, bitte."

Markus bestellte Mineralwasser und für sich einen Cognac. Sie lächelte.

"Danach ist mir auch manchmal, aber ich vertrage keinen Alkohol mehr, das Gift in meinem Körper wehrt sich dagegen."

"Haben Sie nicht gemerkt, dass Sie krank sind, gab es keine Anzeichen?"

"Nein, man sagte mir, dass auf dem Röntgenbild der Lunge ein Schatten zu sehen sei. Ich müsse das unbedingt sofort durch einen Lungenfacharzt abklären lassen. Gleich am nächsten Tag bin ich zu dem Spezialisten gegangen. Er untersuchte mich. Als er die Röntgenaufnahmen ansah, versuchte er mich zu beruhigen. Es sei zwar ein Schatten da, sagte er, doch das müsse ja noch nichts heißen. Er gab mir eine Krankenseinweisung. Drei Tage später war ich in stationärer Behandlung. Erneutes Röntgen, Bronchoskopie, Gewebeprobe. Dann wartete ich auf das Ergebnis, fünf lange Tage. Bronchialkarzinom, Inoperabel. Das war's! Ich bin erst siebenundzwanzig."

Elisabeth hielt das Wasserglas so fest, dass die Fingerknöchel weiß hervortraten. Markus sah, wie schwer es ihr fiel, zu reden, doch sie wollte weitererzählen.

"Zunächst machte man mir Hoffnung. Der Krebs könne sich verkapseln, sagten die Experten. Die erste Chemotherapie schlug gut an. Der Tumor wuchs nicht weiter."

Elisabeth trank einen Schluck Wasser und fuhr dann fort:

"Aber es ging mir schlecht, in meinem ganzen Leben habe ich mich noch nicht so elend gefühlt. Ich konnte keine Nahrung, nicht mal ein Tröpfchen Wasser bei mir behalten. Ich verlor immer mehr Gewicht und konnte kaum noch auf den Beinen stehen. Sicher können Sie sich vorstellen, dass ich keine Lust mehr auf die nächste Chemo habe. Es hat doch alles keinen Sinn mehr."

Markus hatte ihr mit wachsender Erschütterung zugehört. Sie war eine so junge hübsche Frau, er empfand es als himmelschreiende Ungerechtigkeit, dass sie diese Krankheit erleiden mußte.

Elisabeths Gesicht war gerötet, als sie sich erhob.

"Entschuldigen Sie mich einen Moment." Ihr Lächeln war starr wie eine Maske.

Es dauerte eine Weile, bis sie zurückkam. Sie setzte sich und führte mit zitternden Händen das Wasserglas an ihren Mund.

"Markus ..., ich darf doch Markus sagen?"

"Sicher."

"Ich muß jetzt nach Hause, ich bin völlig erschöpft. Würden Sie mir ein Taxi bestellen?"

"Selbstverständlich!" Markus winkte dem Kellner. "Wo wohnen Sie?"

"In der Meranerstraße. Nicht weit von hier."

Markus zahlte und half Elisabeth in den Mantel. Sie verließen das Lokal und warteten vor der Tür.

"Der Wagen wird jeden Moment kommen, geht es Ihnen gut?"

Elisabeth nickte.

"Ich werde an Sie denken und Ihnen fest die Daumen drücken. Darf ich Sie mal anrufen?"

"Nein, geben Sie mir Ihre Telefonnummer, dann melde ich mich. Das ist mir lieber so."

Die Visitenkarte, die ihr Markus gab, steckte sie in die Manteltasche.

Als das Taxi kam, öffnete er die Tür und ließ sie einsteigen.

"Soll ich mitfahren?"

"Nein, ich schaffe das schon. Vielen Dank."

Er nickte und schloß die Tür. Der Wagen fuhr an.

"Halt, ich weiß ja nicht mal Ihren Namen!"

Doch sie hörte ihn schon nicht mehr.

Der Gedanke an Elisabeth ließ Markus Thomsen nicht mehr los. Hoffentlich ruft sie mich an. Zwei Tage vergingen. Sie meldete sich nicht und Markus machte sich Sorgen.

In der Hoffnung, sie wiederzusehen, ging er zur Meranerstraße. Vielleicht würde er sie dort zufällig treffen. Er wußte nicht einmal die Hausnummer. Die Straße war lang und es gab einige Hochhäuser, ein paar kleine Geschäfte und eine Apotheke...

Die Apotheke!

Markus ging hinein.

"Ich suche eine Frau, die in dieser Straße wohnt? Sie ist ungefähr Einsfünfundsechzig und sehr schlank. Ähm, ihr Name ist Elisabeth und sie trägt ein Kopftuch."

Verständnislos schaute der Mann ihn über den Rand der Brille an: "Haben Sie eine Ahnung, wie viele Türkinnen hier leben?"

"Nicht alle Frauen, die ein Kopftuch tragen, sind Türkinnen." Bis vor zwei Tagen war Markus selbst noch davon überzeugt, jetzt ärgerte ihn diese Verallgemeinerung.

Der Apotheker schüttelte den Kopf und wandte sich der Kundin zu, die neugierig dem Gespräch zugehört hatte.

"Frau Gärtner, was kann ich für sie tun?"

Ohne Gruß verließ Markus die Apotheke.

Langsam ging er noch einmal von Anfang bis Ende der Straße, blieb immer wieder stehen und schaute an den Häuserfronten entlang.

"Elisabeth, wenn Du da irgendwo bist, dann schau aus dem Fenster." murmelte er vor sich hin.

Er studierte die Namensschilder an den Haustüren. Vornamen standen selten drauf, nicht einmal ein E. fand er.

Der Taxifahrer! Er mußte doch wissen, wo sie ausgestiegen war. Von der nächsten Telefonzelle aus rief Markus die Taxizentrale an.

"Thomsen, guten Tag, ich habe eine Bitte. Können Sie feststellen, welcher Fahrer vor zwei Tagen gegen 1.30 Uhr eine Dame in die Meranerstraße gefahren hat?"

"Ich werde sehen, was ich erreichen kann. Warten Sie einen Moment, bitte."

Die Dame in der Zentrale war freundlich und hilfsbereit. Musik ertönte in der Warteschleife der Telefonanlage. Es war ein Liebeslied ‚Greensleeves‘, das Heinrich der Achte für eine seiner zahlreichen Frauen geschrieben hatte.

‚Er hat sie alle umgebracht, dieser Fiesling - und ich verliebe mich in eine Frau, die nicht mehr lange zu leben hat. Was gäbe ich dafür, wenn sie gesund werden könnte.‘

"Hören Sie?"

"Ich höre..."

"Das war unser Herr Willke, der hat heute frei."

"Es ist sehr wichtig, können Sie mir seine Telefonnummer geben?"

"Das darf ich leider nicht!"

"Bitte, machen Sie eine Ausnahme."

"Ich sagte Ihnen doch, ich darf es nicht."

Die Dame blieb noch immer höflich. Sie mußte sich an die Anweisungen halten.

"Ich verstehe. Können Sie Herrn Willke bitten, mich anzurufen? Ich bin aber erst in zwanzig Minuten zu Hause. Im Moment bin ich in einer Telefonzelle."

"Gern, geben Sie mir die Nummer."

Markus nannte sie ihr und ging sofort nach Hause. Der Taxifahrer meldete sich nach einer Stunde. Er konnte sich genau erinnern, wo er Elisabeth absetzte.

"Die Hochhäuser. Warten Sie, es war das mittlere, ja genau, das mittlere. Sie gab mir ein großzügiges Trinkgeld."

"Danke."

"Gern geschehen."

Zum zweiten Mal an diesem Tag stand Markus vor den zehnstöckigen Hochhäusern. Es waren vier.

"Verdammte Scheiße, Markus Thomsen, du bist ein Trottel! Und du, sehr verehrter Herr Willke, du kannst mich mal!"

Entmutigt kehrte Markus nach Hause zurück. Der Anrufbeantworter zeigte keine neue Nachricht.

Von da an ging Markus Thomsen jeden Abend zu der Brücke, auf der er Elisabeth getroffen hatte. Immer in der Hoffnung, dass er sie dort noch einmal traf.

Mittlerweile waren fünf Wochen vergangen. Markus lebte allein in einer Einzimmerwohnung. Als Tischler arbeitete er in einem kleinen Handwerksbetrieb. Diese Arbeit war noch echte Handarbeit, nicht so eine maschinelle Fließbandtätigkeit, wie er sie in seinem Heimatort gemacht hatte. Lange suchte er einer solchen Stellung und war sehr froh, als Werner Wagner ihn einstellte. Die beiden Männer freundenen sich an und gingen oft nach der Arbeit noch ein Gläschen trinken. Markus erfand immer neue Ausreden, um diesen Geselligkeiten zu entgehen. Er wollte allein sein.

Wenn er nicht in der Meranerstraße spazieren ging oder auf der Brücke in den Fluß starrte, las er Bücher über Misteltherapien und alternative Heilmethoden bei Krebserkrankungen. Könnte er doch irgend etwas tun, um Elisabeth zu finden und gemeinsam nach einer Lösung suchen.

"Elisabeth, wo bist Du? Ich liebe Dich." Immer wieder sagte er diese Worte vor sich hin, wenn er wie ein eingesperrtes Tier durch die Wohnung lief.

Das Weihnachtsfest stand vor der Tür. Die Mutter rief an:

"Markus, wie geht es Dir? Kannst Du in diesem Jahr etwas länger bleiben?" Markus zögerte, er wollte die Eltern nicht verletzen, aber es zog ihn nichts nach Hause.

"Mama, sei nicht böse. Ich möchte nicht kommen. Ich habe Dir von Elisabeth erzählt, ich will sie finden."

"Junge, Du verrennst Dich da in etwas. Es gibt so viele junge gesunde Frauen!"

Markus legte auf. Am nächsten Tag schrieb er einen langen Brief und bat um Verständnis.

Es war der Tag vor Heiligabend, als Markus einen Anruf erhielt.

"Hallo, Herr Thomsen. Ich heiße Irena Schürmann. Sie kennen mich nicht, ich bin die Schwester von Elisabeth. Erinnern Sie sich an sie?"

Erinnern ist gut, ich denke an nichts anderes mehr, wollte er herausschreien er sagte aber mit zitternder Stimme:

"Was ist mit ihr? Ich habe die ganze Zeit auf einen Anruf gewartet."

"Elisabeth ist sehr krank..."

"Das weiß ich. Wo ist sie? Bitte, ich muß sie sehen!"

"Elisabeth ist wieder im Krankenhaus. Sie hat ein paar Mal Ihren Namen erwähnt, wollte aber nicht, dass ich sie anrufe. Gestern fand ich die Visitenkarte."

"Wie geht es ihr? Sie glauben ja gar nicht, wie ich auf einen Anruf gewartet habe. Ich habe sie verzweifelt gesucht. Kann ich sie sehen?"

"Ja, kommen sie um drei zum Bonifatius-Hospital, ich werde am Eingang auf Sie warten. Herr Thomsen, machen Sie sich darauf gefaßt, dass Sie eine todkranke Frau vorfinden werden."

Markus schluckte.

"Ich muß sie sehen. Ich werde kommen."

Die Frau, die am Eingang des Krankenhauses stand, kam auf ihn zu.

"Markus Thomsen, nicht wahr?"

"Ja, danke, dass Sie mich angerufen haben. Ich bin so froh, dass ich Elisabeth endlich gefunden habe."

"Sie haben sie gefunden, aber Sie werden sie schon sehr bald wieder verlieren. Sie hat

gekämpft, wollte Ihnen gesund entgegentreten."

Irena kämpfte mit aufsteigenden Tränen.

"Kommen Sie, Elisabeth weiß, dass Sie kommen."

Am Eingang der Intensivstation wurden die beiden Besucher mit einem Kittel und Mundschutz ausgestattet, erst dann öffnete sich mit einem Summen die Tür zu den Zimmern. Ein unangenehmer Geruch, eine Mischung aus Medikamenten, Sterilisationsmitteln und Körperausdünstungen schlug ihnen entgegen. Markus würgte die aufsteigende Übelkeit hinunter. Elisabeths Bett war durch einen Vorhang abgeschirmt. Irena nahm den Vorhang zur Seite und sprach die Kranke mit leiser zärtlicher Stimme an:

"Elisabeth, ich bringe Dir hier einen lieben Besucher."

"Kommen Sie,"

sagte sie zu Markus und hielt den Vorhang auf, damit er an das Bett treten konnte. Sie selbst zog sich lautlos zurück.

"Elisabeth."

Sie hatte die Augen geschlossen, in der Nase war ein dünner durchsichtiger Schlauch befestigt. Vorsichtig nahm er die kleine Hand und streichelte sie. Ein einziges Mal hatte er Elisabeth gesehen und doch war sie ihm vertraut. Er küßte ihre Stirn und wehrte sich nicht gegen die Tränen.

"Ich ...ich ..."

"Pst, nicht reden"

Sie hatte trotz der Sauerstoffzufuhr Mühe mit der Atmung.

"Markus, ich muß mich von Dir verabschieden, ich habe so oft an Dich gedacht."

Jedes Wort bereitete ihr Mühe, er konnte sie kaum verstehen.

Unfähig zu sprechen, streichelte er ihren Kopf. Ihr Atem rasselte, als sie sagte:

"Verzeih mir, ich wollte Dir keinen Kummer..."

Kleine Schweißtröpfchen perlten von der Stirn.

Irena kam wieder an das Bett der Schwester zurück.

"Ich möchte bei ihr bleiben."

"Gut, ich bin in einer Viertelstunde zurück."

flüsterte sie.

In den Minuten des Alleinseins mit Elisabeth erzählte Markus von der Suche nach ihr, von allen Hoffnungen und Träumen.

Elisabeth lauschte mit geschlossenen Augen und lächelte.

Als er sagte: "Ich liebe Dich, bitte bleib' bei mir." drückte sie seine Hand ganz fest, ihr Atem wurde ruhiger.

"Danke", flüsterte sie. Dann schlief sie ein.

Irena kam zurück und gemeinsam saßen die beiden Menschen, die durch die Kranke miteinander verbunden waren, an Elisabeths Bett.